

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. —, halbjährlich Fr. 1. —. **Inserate:** Die gespaltene Petitzelle 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Fr. E. Rott, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees:

Frau Zurlinden, Bern; Fr. Blattner, Aarau; Fr. M. Gundrum, Basel; Fr. E. Haberstick, Bern.
Fr. Mathilde Alther, Lehrerin in St. Gallen.

Inhalt von Nummer 9: Eröffnungsrede. — Protokoll-Auszüge. — Abstinente-Ecke. — Stellenvermittlung. — Das schwache Geschlecht. — Pädagogischer Fragekasten. — Lesefrüchte II. — Mitteilungen und Nachrichten. — Briefkasten.

Eröffnungsrede

an der Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine in Bern, am 26. Mai 1900
durch die Präsidentin, *Helene von Mülinen*.

Hochgeehrte Versammlung!

Das Lied, das wir soeben vernommen, ist neben unserer Nationalhymne eines der Lieder, die uns Schweizern am tiefsten aus dem Herzen kommen und am meisten zu Herzen gehen. Wer auf dem Seelisberg die wandernden Vielen sieht, die bald in Scharen, bald zu Zweien und Dreien vereint, dort von der Brüstung der Strasse nach dem Rütli hinunter schauen, und sie da das schöne Lied leise und innig singen hört, wer sieht, wie tiefe Bewegung sie ausnahmslos alle dabei ergreift, — dem wird deutlich, welche Kraft darin liegt, sich auf die Wurzeln seines Volksebens zu besinnen, inne zu werden, wo die Quelle entsprang, der wir Schweizer unsere Volksexistenz verdanken. Das Singen des Rütli Liedes an jenen Gestaden hat vielleicht mehr Vaterlandsliebe gepflanzt, als all' unsere Feste.

In der Kraft, Bündnisse zu schliessen und zu halten, sie zu erneuern, so oft es not that, fand der Schweizer sich selbst und seine Eigenart, wurde er zum Volk, das ein besonderes, selbständiges Leben zu führen berechtigt ist und in seinen eigenen Augen wie in denen anderer Nationen, unantastbar bleiben soll. Eidgenossen waren unsere Väter, „in trüwen schwuoren sie all einen pund“, dort in den Waldstätten, wie die Inschrift am Rütlihause lautet:

„Hie huob sich die Fryheit zum ersten an,
Sie schwuoren all einen trüwen pund,
Die jungen und ouch die alten.
Gott lass sie lang in éren stan,
Fürbashin als noch bishar,
So well'n wir's Gott lan walten.“

In „träwen einen pund“ zu schliessen, haben wir Sie auch heute zusammenberufen. In Not und Nacht einten sich unsere Väter dort in den Urkantonen, am hellen Tag, in Sicherheit, können wir das heute thun. Das Bedürfnis, uns enger mit einander zu verbinden, einander näher zu kommen, uns gegenseitig besser zu verstehen und wirksamer zu unterstützen, einander zu dienen zu Schutz und Trutz, wie unsere Väter sagten, hat sich auch bei uns Schweizerfrauen fühlbar gemacht und sucht nach Form und Gestaltung. Oder sind wir etwa nicht auch Eidgenossen? Sind das nur unsere Väter, Gatten und Brüder? Nehmen wir nicht teil am Wohl und Weh unseres Volksganzen, haben wir nicht dieselbe Pflicht und dasselbe Recht, unser Volk und Land zu lieben mit ganzer Kraft, wie unsere besten Männer das thun?

Grosse Aufgaben hat die Neuzeit für die Frauen aufgerollt. Indem das äussere Leben des Mannes ein so völlig verschiedenes von dem seiner Väter wurde, indem auch der sogenannt gemeine Mann herangezogen worden ist zum öffentlichen Leben und seine Fähigkeit und Urteilkraft zum Ausdruck zu kommen verpflichtet wurde, hat sich unmerklich, aber sicher auch das Leben der Frau ganz anders gestaltet. Eine frühere Zeit beschränkte die führenden Kreise auf einen Ausschnitt des Volkes, heute sind die breiten Schichten der Bevölkerung zum Regiment berufen worden, und damit trat das politische und öffentliche Leben in das Haus und nahm es mit in seinen gewaltigen Kreislauf. Mögen einzelne das bedauern und die alten Zeiten zurücksehnen — zu dämmen ist der Strom nicht mehr, wohl aber in fruchtbringende Bahnen zu lenken. Stets hat die Frau sich instinktiv darauf besonnen, dass sie helfen, dem Bösen wehren, das Gute fördern und überall in den Riss stehen müsse, wo es not thue. Schauet unser Land an! wie mit zahllosen Bächlein ist es von kleinen und grossen Vereinen berieselt, die alle das Gute im engeren oder weiteren Kreise wollen und fördern. Es sind dies alles Bünde im Kleinen, denn wir Schweizer sind ein Bündnervolk und Bündnerland par excellence. Kein Volk hat so zahlreiche Bündnisse aufzuweisen wie wir, keines auch bedarf ihrer, wie wir es thun. Denn aus verschiedenen Elementen sind wir zusammengeschweisst worden, verschieden sind wir wie selten ein Volk, an Rasse, Sprache und Religion, und es bedurfte und bedarf immer wieder des guten Willens aller, damit wir in Trüwen vereint bleiben und Fehde und Zwistigkeiten nicht aufkommen lassen. An diesen guten Willen möchte ich heute appellieren, möchte die Schweizerfrauen auffordern, sich zusammenzuthun, die Kräfte, die sie in ihren einzelnen Vereinen gesammelt haben, zum starken Strom zu einen und das alte Schweizer Misstrauen, dessen wir auch so reichlich teilhaftig geworden sind, fahren zu lassen. Zu einer Milchsuppe von Kappelen möchte ich Sie einladen, von der die andern sagen können, wie jener Bürgermeister von Strassburg sagte: „Ihr Eidgenossen seid wunderliche Leut’, obgleich uneinig, seid ihr doch eins und vergesst der alten Freundschaft nimmer.“ —

Um allen Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich nun von vornherein die innere und äussere Stellung des Bundes möglichst deutlich machen und es betonen, dass wir nicht das individuelle Leben der Vereine und ihre Freiheit antasten oder im mindesten beschränken wollen, keine führende oder herrschende Rolle massen wir uns an, wir freuen uns ja der Selbständigkeit der Vereine, und keiner hätte eine Einmischung irgendwelcher Art zu befürchten, ich kann dies nicht genug wiederholen. Das: „Friss du auf deinem Boden!“ der Milchsuppe von Kappelen bliebe auch für uns die Regel.

Andernteils aber soll es ebenso deutlich gesagt werden, dass der Bund nicht die Arbeit irgend eines einzelnen Vereins zu der seinen machen kann, nicht diese oder jene Interessen und Bedürfnisse ausschliesslich an Hand nehmen, diese oder jene Sache speciell vertreten wird. Er muss dies nach wie vor den einzelnen Vereinen und ihrer Thätigkeit überlassen. Nur wo die Vereine selbst des Anschlusses an andere bedürfen, wo sie zu gemeinsamer That vorgehen wollen, wo alle Frauen einig gehen, um irgend einem Bedürfnis Geltung zu verschaffen, ihm die richtigen Wege zu ebnen, da sollen wir fähig und willig sein, zusammen zu stehen und zusammen zu reden.

Dieses Zusammenredens entmangeln wir immer noch, und manches geheime und offene Misstrauen findet darin Ursache und Nahrung. Unvergesslich bleibt mir, was eine Socialdemokratin, die mir zwei Brutstätten des Lasters, die unsere Jugend vergiften, schilderte, zu mir sagte: „Aber was wissen Sie davon, Sie feine Frauen? Sie gehen ja nicht dahin.“ Sie gehen ja nicht dahin — das Wort hat mir tief ins Herz geschnitten. So viel auch gethan wird von den Vielen für die Armen und Geringen im Volke, es fehlt uns doch — das bezeugt jenes Wort — immer noch am Einander-Kennen, am Einander-Verstehen, Einander-Hören. Haben wir denn Fühlung mit den Führerinnen unserer Arbeiterinnen? Kommen wir mit ihnen zusammen? wo kommen wir mit ihnen zusammen und hören einander an? Der Platz, wo dies alsfort geschieht, muss geschaffen werden, und ich fordere Sie heute auf, ihn uns schaffen zu helfen.

Doch nicht eine Fortschrittspartei will der Bund sein, die alle Postulate der Frauenbewegung mit klingendem Spiel und fliegender Fahne in Gang bringt, kein Angriffsheer, das die Trommete bläst zum Krieg, das Vorposten steht und den Gegner — die alten Vorurteile — fortwährend beunruhigt, diese Aufgaben müssen wir unsern fortschrittlich gesinnten Vereinen überlassen. Ein Centrum wollen wir vielmehr sein, wo die Reihen sich gliedern und ordnen, wo sie Fühlung mit einander erhalten und Kräfte sammeln zum Sieg, — ein Centrum, das warten kann, bis auch die Nachhut in erreichbare Nähe gekommen. Ein Sammelpunkt der Vielen zu sein, ein Sammelpunkt, vergleichbar unsern schönen Seen, das ist unser Ziel. Wo die Wasser sich einen, da werden sie zum starken Strom, der Schiffe zu tragen vermag und wie unsere Quellen von den Bergen in Rhone, Aare, Reuss und Rhein, schliesslich auch den Nachbarn zu gute kommen. Wenn die kleinen Bächlein sich also einen, so hören sie deshalb nicht auf, daheim das Land fruchtbar zu machen und der Wiesen Blumen hervorzubringen. Wo aber die kleinen Wasser sich weigern, einander zuzueilen, da hemmet nach des Dichters Wort ein Hügel sie zum Teiche, und viel köstliche Tropfen verrinnen im Sand.

Von dieser Hemmung erfährt derjenige etwas, der Gelegenheit hat, mit den eidgenössischen Behörden zu verkehren. Alle wir Frauen machen dort dieselbe Erfahrung, alle werden wir da ermahnt, uns doch mit einander zu verständigen, ehe wir petitionieren, zusammen vorzugehen, unsere Beschwerden und Wünsche einheitlich einzureichen und uns nicht mitunter in unsern Petitionen geradezu zu widersprechen, wie dies auch schon vorgekommen. „Denn auf all das können wir uns nicht einlassen,“ lautet dann stets das bedauernde Schlusswort. Nun haben wir Frauen principiell ebensowohl als die Männer das Recht, verschiedener Ansicht zu sein und diverse Seiten einer Sache zu vertreten. Aber so lange wir Frauen politisch rechtlos sind und unser Rat auch für die Gesetze, die am tiefsten ins Haus einschneiden, nicht nachgesucht und nicht

angehört wird — so lange fordern die Besonnenheit, die Klugheit und die Mässigung, dass wir am besten gemeinsam vorgehen und uns verständigen, ehe wir handeln. Zu diesem Zwecke bedürfen wir eines Platzes, wo wir uns finden, eines Bundes, wo wir uns einen. Diesen Platz zu schaffen, diesen Bund zu schliessen, haben wir Sie heute zusammengerufen.

Und nun noch ein Wort der Erläuterung über die Art und Weise, wie wir dabei vorgegangen sind. Alle haben Sie unsern Aufruf erhalten, und zwar teilten sich die vier Initiantenvereine in der Weise in die Arbeit, dass Genf und Lausanne die Westschweiz, Zürich den östlichen und Bern den centralen Teil der Schweiz beschickten. Was nun die grossen Vereine, die in Sektionen geteilt sind, betrifft, so haben wir, im Ungewissen darüber, inwiefern die Sektionen dieser Vereine abhängig von ihren Centralen sind und inwiefern sie sich frei bewegen können, auch allen Sektionen Cirkulare zukommen lassen, es ihnen anheimgebend, ihre Stellung uns gegenüber zu präzisieren. Wir werden heute nachmittag zusammen beraten, wie es einzurichten sei, dass die grossen Vereine eine ihrer Wichtigkeit entsprechende Stellung im Bunde einnehmen können, ohne doch die kleinen Vereine von vorneherein zu erdrücken. Auch der Kostenpunkt soll dabei festgesetzt werden, und wir hoffen, es sei möglich, eine nur niedrige Quote aufzustellen. Je mehr Vereine sich verbünden, desto kleiner wird natürlich der Beitrag der einzelnen ausfallen. Und da möchte ich erwähnen, wie ein Verein aus einem Dorfe der Ostschweiz uns schrieb, er sei zu klein, um für den Bund in Betracht zu kommen und mitmachen zu können, aber gern wolle er hie und da ein Scherflein beisteuern zum grossen Werk. Unaufgefordert bot er uns von seiner Habe an. Das, liebe Schwestern, ist die alte Schweizer Opferwilligkeit.

Ich wünschte, die Zeit erlaubte mir, Ihnen überhaupt Bericht abzustatten von den vielen Briefen, die als Antwort auf die Cirkulare einliefen. Es waren zum Teil rührende Schreiben darunter, und es gereicht mir als Deutschschweizerin zur besonderen Freude, hervorzuheben, wie zahlreich und liebenswürdig gerade die Zuschriften der französisch redenden Schwestern gewesen sind.

Zum Schlusse noch eine historische Erinnerung.

Im Jahre 1650, 2 Jahre nach dem Abschluss des westfälischen Friedens, wo die Schweiz zum erstenmale als unabhängiger Staat von den Mächten in Europa anerkannt wurde, sandten die Eidgenossen eine Botschaft nach Wien, der damaligen deutschen Reichshauptstadt, mit dem Ansuchen, man möchte die bisher gebräuchliche Kanzleianrede „liebe und getreue“ in „liebe und besondere“ abändern, da ihnen die Franzosen und Venezianer vorhalten, es liege in der bisherigen Ansprache doch noch eine „Subjektion und Unterwürfigkeit“. Die kaiserliche Kanzlei antwortete zwar damals noch ablehnend, „man ziehe vor, bei dem alten Stylo zu verbleiben,“ entsprach dann aber dennoch von 1688 ab und titulierte die Schweizer fortan „besonders liebe Eidgenossen“.

„Liebe und getreue Eidgenossen“ sind wir Schweizerfrauen einander wohl immer gewesen, „liebe und besondere Eidgenossen“ wurden wir, indem wir uns in so viele Vereine eingliederten. Von heute an möchte ich Sie aber alle begrüssen dürfen als

„besonders liebe Eidgenossen“.

* * *